

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Vom Bauchaufschwung der Bürgerseele / Wahr-
österreichische Käufer! / Der schweigsame „An-
archist“ / Das Gesicht der Zeitung / Der Geburtstag
der Republik / Goethe

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck verboten

DAS NEBELHORN

Nr. 22

15. NOVEMBER 1927

I. JAHR

VOM BAUCHAUFSCHWUNG DER BÜRGER- SEELE

Seit den Ereignissen vom 15. Juli hat der
Seelenaufschwung des Bürgertums
begonnen.

Mit einem Aufschrei habe ich dieses Wort begrüßt, das neulich bei einem Bier- und Phrasenabend der Großdeutschen, der sich wie üblich „Tagung“ nannte, gefallen ist. Es ist das einzig mögliche, das treffende, das erlösende! Es sammelt all das Strahlende, das wir seit dem 15. Juli erlebt haben in einem Brennpunkt des Grauens und es erschüttert durch die magische Kraft, mit der es die bürgerliche Seele charakterisiert, besser charakterisiert als hundert Bände in Lexikonformat es vermöchten. Elektrisiert von einem Tage beinahe hundertfachen Mordes, dessen Untersuchung abgelehnt, dessen Beschreibung konfisziert wurde und dem die Sühne versagt bleiben muß, so lange die Schuldigen das Richteramt gegenüber den Beteiligten versehen, hat diese Seele plötzlich die moderne Sehnsucht der Leiber nach Sport und Turnen ergriffen, sie packt mit nervigen Heimwehrfäusten die Verreckstange des Volkes und macht vor unser aller Augen einen Bauchaufschwung, daß nur die Röcke so fliegen und die intimsten Reize sichtbar, aber auch die Tatsache ruckbar wird, daß sie sich in den neun Jahren, in

denen sie verkrochen war, nicht gewaschen hat. Sie stinkt wie eh und je nach ihren für erledigt gehaltenen Idealen, nach Blut und Dummheit, nach Sittlichkeit und Verwesung, nach Bodenständigkeit und Ausbeutung und eine Herde von treuherzigen Zuhältern umschwärmt sie, abgetackelte, die das vergossene Blut wieder verjüngt hat, neuerstandene, die Morgenluft wittern und aus dem Dunkel und der quetschenden Enge von Provinznestern nach dem Lichte und der politischen Weite des Ballhausplatzes streben, die mit vom Quirinal gespendeten Waffen und mit vom Vatikan gespendeten sittlichen Grundsätzen dem Fascismus die Wege bereiten und dazu versonnen — jeder ein kleiner Diktator — das Lied singen: Muss olin, Muss olin i zum Städtchen hinaus...

Sichtlich ist seit dem 15. Juli mit jedem Tage der Wasserkopf einer Reaktion mehr angeschwollen, einer Reaktion, die heute noch mit Wonne im Sumpfe mittelalterlichsten Phrasentums plätschert, die seit hundert Jahren nichts, nichts, nichts aus eigenem Antriebe dazu getan hat, die Erde menschenwürdiger und die Menschen der Erde würdiger zu machen, der alles soziale Tun, dessen sie sich heute rühmt, erst durch Revolutionen eingebläut werden mußte und bei deren ungestörter Herrschaft heute noch die in den „Webern“ geschilderte Zustände herrschten und Kinder fünfzehnstündige Fabriksarbeit leisten müßten. Nun ist dieser Wasserkopf aber nicht mehr weiter dehnbar, er beginnt Sprünge und Spalten zu zeigen und aus diesen Zeitungsspalten ergießt sich ein Gehirnbrei, den die wenigen, die für die Ereignisse der letzten 13 Jahre nicht das Gedächtnis verloren haben, nur zu gut kennen. Die Invaliden hocken noch bettelnd überall auf dem Pflaster und schon klingt wieder aus Gedenkfeiern für Helden, die tot sind, also keine weiteren Kosten mehr verursachen, hoch das Phrasenlied vom bra-

ven Mann, der, vom Untertanenverstand erleuchtet, seine Knochen für das Fett der Führer zum Markte trägt, auf dem die Konkurrenz sich national gebärdender Schwerindustrien mit Gas um Absatzgebiete kämpft. Die Kriegsblinden bitten noch immer vergeblich um Erhöhung ihrer Renten und schon sind die, die sehend aus dem Stahlbad hervorgingen, wieder blind geworden. Alte Kleinrentner begehen wegen der Banknotenfälschungen des Staates noch alle Tage Selbstmord und schon werden neue „Spartage“ veranstaltet und von einer feilen Presse propagiert. Der Rotstift des k. u. k. Zensors hat sich von seiner angestregten Tätigkeit im Kriege noch kaum recht ausgerastet und schon muß er wieder an die Arbeit, schon wird solches wieder berichtet:

Die Heimatwehrverbände gegen ein sozialistisches Tendenzstück. Wie seinerzeit berichtet, hätte am Nationalfeiertag das Schauspiel „Hinkemann“ von Ernst Toller, dem Dichter des „Maschinenstürmers“, im Rahmen einer Arbeitervorstellung im Grazer Stadttheater zur Erstaufführung kommen sollen. In einer Versammlung sämtlicher Heimatwehrverbände, die Freitag stattfand, wurde nun zu der geplanten Aufführung Stellung genommen. Von allen Rednern wurde betont, daß das Stück für eine Festvorstellung am österreichischen Nationalfeiertag höchst ungeeignet sei. Dabei wurde ins Treffen geführt, daß das Schauspiel Tollers sich nicht nur wegen seines gewagten Inhaltes vom ethischen und moralischen Standpunkt aus zur Aufführung vor einem unliterarischen Publikum nicht eigne, sondern auch einige Stellen enthalte, die als tendenziöse Angriffe gegen Polizei und Ordnungsstaat gewertet werden müssen, was im Hinblick auf die Juliereignisse besonders bedenklich erscheint. Die Behörde hat nun veranlaßt, daß das Stück vom Spielplan der Städtischen Bühnen abgesetzt wird, wobei sie die Gefahr von Gegenkundgebungen und Zusammenstößen in Erwägung zog.

Die Heimwehren sind bekanntlich zur Verhinderung wilder Generalstreike da und sie könnten, wenn sie ihr Trachten streng auf diesen Fall beschränken würden, schon durch ihr Vorhandensein.

nicht aber durch ihre Tätigkeit segensreich wirken und so manche gewaltsame Belästigung durch grüne Jungen, die sich auf ihren roten Anstrich etwas zu gute tun, verhindern. Aber wer fragt heute noch darnach? Heute üben die Leute, deren Domäne die Viehzucht ist, bereits die Zensur von Theaterstücken aus und die Behörde „veranlaßt“ gehorsamst, daß dem Kunstverständnis von Renaissance-Gestalten à la Hartleb Rechnung getragen wird. Wenn ich am Nationalfeiertag ins Theater gehen will, so bestimmen die Herren Steidle und Pfrimer, was für mich paßt oder nicht paßt und was für mich zu „gewagt“ ist. Ausgerechnet sie unternehmen es, mir etwas von Polizei und Ordnungsstaat zu erzählen! Aber sie tun noch mehr. Sie versenden bereits an Bürgermeister von Landgemeinden Armeebefehle folgenden Inhalts:

Kreiskmdo, Leibnitz der steir. Heimwehren

Zahl 38.

An sämtliche Gemeinden des Gerichtsbezirkes

Leibnitz.—

Beiliegende Nachweisungen I und II sind ausgefertigt bis längstens 1. September l. J. anher einzusenden.

Erst auf Grund der Zusammenstellung im ganzen Kreis Leibnitz kann ein Ausgleich an Waffen und Munition vorgenommen werden.

Im Verzeichnis I sind alle männlichen Gemeindeinsassen nicht marxistischer Richtung aufzunehmen und nach deren Verwendungsgrad schon durch den Ortskommandanten einzuteilen.

Diese Einteilung beruht zunächst auf der Verwendbarkeit der einzelnen Person.

A Gruppe: Jene Mannschaften, welche marschfähig und gewillt sind, auch außerhalb des Wohnortes Dienst zu leisten. Dieselben werden mit Handschlag dem Kreis- und Landesleiter der steir. Heimwehren das Treugelöbniß leisten und den Verpflichtungsschein unterfertigen. Für eventuelle Unfälle wird die Heimwehr die Versorgungsansprüche übernehmen.

B Gruppe: Jene Mannschaften, welche zunächst als Ersatz der A Gruppe in Betracht kommen, sodann noch jene, welche als Ortswehr Wach- und Patrouillendienste zu versehen haben.

C Gruppe: Jene Mannschaften, welche schon älteren Jahrgängen angehören und nur zum Ortswachdienst oder zu zivilen Leistungen herangezogen werden müssen.

In der C Gruppe befinden sich auch jene Männer, die infolge ihrer Spezialausbildung zur technischen Nothilfe zählen.

Unbedingt sind die Kommandanten der A-, B- und C-Gruppe im Verzeichnis I unter Rubrik „Anmerkung“ anzuführen.

Im Begleitschreiben an das Kreiskommando sind Sonderwünsche anzuführen, welche dann nach Maßgabe des Gesamtstandes im Kreiskommando Berücksichtigung finden werden. Desgleichen sind eventuelle Waffenlager und Munition oder der Einzelbesitz von Waffen und Munition im Orte von Nichtheimwehrmännern bekanntzugeben.

Ueber die weiteren Schritte in der Heimwehrbewegung wird die Gemeinde im Laufenden gehalten werden.

Mit treudeutschem Heimwehrgruß

Der Kreiskommandant: **Ing. H. Lieber** e. h.

Leibnitz, am 5. August 1927.

Das müssen sonderbare Leute sein! Statt sich über die Existenz eines Undings, wie es der „Amtscharakter“ ist, den Buckel voll zu lachen, maßen sie sich dieses Unding auch noch an! Vielleicht hat der Bürgermeister der Gemeinde, in der ich wohne, bereits einen ähnlichen Wisch erhalten und ich bin in der C-Gruppe und werde infolge meiner Ausbildung im Nebelhornblasen als Trompeter zum Ortswachdienst „herangezogen werden müssen“, wenn die Leute, die sich selbst zu unseren Führern gewählt haben, und uns schon kommandieren, ehe wir von ihrer Existenz noch eine Ahnung haben, den „Ernstfall“ und die Zeit für unseren Reinfall für gekommen erachten.

Während in diesem so gelungen sanierten und daher so überaus gesund aussehenden Staatswesen

also hinter den Kulissen für die Organisation des nächsten Blutbades gesorgt wird, wird vor den Kulissen offiziell Kampfesstimmung erzeugt. Gestalten aus den „Letzten Tagen der Menschheit“ sind wieder auferstanden und schaffen am sausenden Webstuhl einer neuen großen Zeit. Hochwürden Ottokar Kernstock, der prächtige Repräsentant der Religion der Liebe, der seinerzeit den steirischen Winzern empfohlen hat, aus „Welschlandfrüchtchen“ blutroten Wein zu pressen, liest bei der Einweihung seines eigenen Denkmals in Wenigzell die Messe und der ehemalige Feldkurat Allmer, der höchst eigenhändig im Kriege mit dem roten Kreuz am Arme mitgeschossen hat, hält als Monsignore zündende Ansprachen bei Heldenfeiern. Den Clou bildete aber die Gedenkfeier zur Erinnerung an den vor zehn Jahren erfolgten Durchbruch bei Flitsch, die bei uns in Graz abgehalten wurde, einer Stadt, die nach Bartsch gegen Süden zu offen ist, nach oben zu aber immer vernagelt bleiben wird. Wer weiß, daß dieser Durchbruch nur deshalb erfolgt ist, um den Helden, die nichts mehr zu fressen hatten, ein paar gute Tage in eroberten italienischen Militärproviandmagazinen zu verschaffen, wer auf den Spuren dieser Helden gewandelt ist, wie ich, und weinende Italienerinnen mit Zetteln in den Händen gesehen hat, die Bestätigungen für geraubte Nahrungsmittel waren und zum Beispiel folgenden Wortlaut hatten: „Gut für ein fettes Schwein. Woprschalek, Kanonier.“ oder: „4000 Liter Rotwein erhalten. Schulze. Musketier.“ oder: „Götz von Berlichingen! Jankovich, Hauptmann.“, der weiß erst die volle Bedeutung des bei der Gedenkfeier erneuerten Soldatenschwures „Immer wie bei Flitsch!“ zu würdigen und zu verstehen. Immerhin aber waren die begeisterten Schindluder, die hier mit einer Zeit getrieben wurden, in der — wie Karl Kraus sagt — hundert Millionen den Mörsern, den Minen, den Ga-

sen, den Handgranaten, den Flammen, dem Frost, den Lawinen, den Henkern, dem Kerker, dem Wucher, der Lyrik, dem Tod, der Verstümmelung, der Erblindung, der Lues, der Tuberkulose, dem Flecktyphus, dem Hunger, der Not, dem Diebstahl, dem Raub, der Armut, der Sorge, der Qual, dem Haß, der Dummheit, der Lüge, der Schmach, der Eifersucht, der Verzweiflung, dem Wahnsinn, dem Ekel, den Plagen, den Läusen, den Journalen überantwortet waren — immerhin war diese Spekulation machtlüsterner Idioten auf das kurze Gedächtnis des Volkes so widerlich und aufreizend, daß mir nichts übrig blieb als folgende Reaktion auf die Reaktion an allen Grazer Straßenecken anschlagen zu lassen:

Nie wieder Erdbeben!

Die Grazer „Tagespost“ hat in ihrer Nr. 291 vom 24. Oktober in einem „Nebel“ überschriebenen Leitartikel unter anderem folgende lapidare Feststellungen gebracht:

Nebel.

Die Erinnerung an die zehnjährige Wiedertekehr des Flitscher Durchbruches hat die Bevölkerung von Graz gestern festlich begangen. Viele tausende Menschen haben an dieser Feier teilgenommen, um eine gewaltige Tat unserer alten Regimenter zu ehren und der Manen jener zu gedenken, die ihr Leben für den Schutz der Heimat hingaben. Das Grazer Rathaus hat es merkwürdigerweise abgelehnt, aus diesem Anlaß die Flaggen auszustechen, und wer Motive hiefür suchte, fand sie gestern im roten Parteiblatt. Dort wurde den Festteilnehmern als Willkommengruß das Thema: „Nie wieder Krieg!“ dargeboten, das der „Simplizissimus“ schon vor Jahren mit dem Gegenruf: „Nie wieder Erdbeben!“ beantwortet hat.

und:

Der 15. Juli hat die Oesterreicher gelehrt, daß ein anderes „Nie wieder!“ viel aktueller und dringlicher ist, womit, wie aus dem vorhergehenden Satze ersichtlich ist, der „tolle Verkehrsstreik“ gemeint ist, „der Handel und Wandel brachlegte“.

Da hiemit offensichtlich der Versuch gemacht wird, einen neuen Nebel zu erzeugen, der so dicht ist, daß man in ihm keinen Weltkrieg mehr von einem Verkehrsstreik unterscheiden kann, bin ich als Herausgeber einer Zeitschrift, die sich „Das Nebelhorn“ betitelt, gezwungen, mich mit diesem Nebel, dessen Zentrum mir nicht in der Mariengasse*), sondern in der Stenografengasse**) zu liegen scheint, ein wenig zu beschäftigen.

Ich richte also sowohl an die, die nach der „Flitschfeier“ gut gegessen haben, als auch an die, die über sie gut berichtet haben, öffentlich folgende Fragen, deren Beantwortung so wesentlich zur Klärung wenigstens einiger schon in Vergessenheit geratener Reize des Weltkrieges beitragen könnten, daß diesem in Zukunft der Unglumpf erspart würde, sich einen Verkehrsstreik an Wichtigkeit vorgezogen zu sehen:

1. Stammen die Invaliden, die man noch allenthalben auf dem Grazer Pflaster sitzen sieht und deren Beschäftigung in der selben Nummer der „Tagespost“ „Bettelnwesen“ genannt wird, aus der Schlacht bei Flitsch? Haben auch sie nach der Feier gut gegessen, da sie vom „dankbaren Vaterland“ in Form üppiger Renten nur das Betriebskapital zur Ausübung des Gewerbes der Bettellei erhalten?

2. Sind die Veranstalter und Berichterstatter der „Flitschfeier“ bereit, eine kleine Nachfeier zu veranstalten, in der das wahre Gesicht des Krieges und der Krieger gezeigt wird, auch wenn dieses Gesicht durch einen Granatsplitter halbiert wurde, wie zum Beispiel dieses:

(Hier prangte das Bild des Krüppels aus Nr. 15) und sind sie bereit, Kriegerfrauen und Bräute durch die Vorlesung einer Feldbordellordnung oder der blutrünstigen Kriegsgedichte eines gewissen Ottokar Kernstock zu erquicken?

*) Redaktion des sozialdemokratischen „Arbeiterwille“.

**) Redaktion der liberalen „Tagespost“.

3. Sind diese Veranstalter und Berichterstatter bereit, sich im heurigen Winter mit einer Schnitte verschimmelten Sägespänebrotens im Magen um 6 Uhr abends beim Greißler Kratochwil in der Münzgrabensstraße anzustellen, damit sie tags darauf um 10 Uhr vormittags 5 Dkg. Primsenkäs erhalten oder auch nicht erhalten, auf daß durch solch beispielgebende Tat die Blüte des „Handels und Wandels“ im Kriege recht augenscheinlich in Erinnerung gerufen werde?

4. Sind schließlich die Berichterstatter, die die Unabwendbarkeit von Krieg und Erdbeben gleichsetzen, um in den Gehirnen jeden Widerstand gegen das Menschenschlachten als nutzlos zu brandmarken -- sind sie bereit, mitzuteilen, wie so dann die Entente ein solches Naturereignis erst „anzetteln“ mußte und warum sich niemand gefunden hat, der zur Zeit der „Flitschfeier“ oder, besser noch, während ihrer Beschreibung ein Erdbeben angezettelt hätte?

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn,

Herausgeber der satirischen Halbmonatsschrift für
die Interessen vorurteilslosen Menschentums
„Das Nebelhorn“.

Die Wirkung dieses Plakates war eine dreifache: Die Blätter schwiegen; die bürgerlichen, weil sie aufs Maul, also auf ihren edelsten Körperteil geschlagen waren, das sozialdemokratische, weil es streng vermeidet, fürs Nebelhorn Propaganda zu machen. Das Publikum bemalte das Plakat je nach Geschmackslage entweder mit einem Hakenkreuze oder es zerkratzte das Gesicht des vom Vaterland Geschändeten, um es nicht anschauen zu müssen. Ein ganz Gefinkelter aber schrieb neben das Bild das Wort „Geschäft“, unwissend, daß in diesen Tagen die Zeitungen von einem weitaus besseren Geschäft berichteten, nämlich von dem Vorschlag eines Weimarer „sozialen Beraters“ namens Ernst

Mann, der beantragte

Kriegsblinde mögen die „letzte tapfere Tat“ tun und sich umbringen, damit sie die Allgemeinheit nicht erhalten muß!

O, All-Gemeinheit! O Seele! O Aufschwung!



WAHRT ÖSTERREICHISCHE KÄUFER!

Neulich war ich wieder einmal im Kino. Ich war gekommen, Mittelholzers Afrikaflug anzuschauen und mich durch Betrachtung von Bildern aus dem Leben der Wilden davon zu überzeugen, wie unglücklich diese Leute sind, weil sie sich den Teufel um die Positivität oder Negativität ihrer Handelsbilanz scheren und nichts von dem verstehen, was das Glück des abendländischen Menschen ausmacht. Aber ich wurde so sehr enttäuscht, daß ich für einen Augenblick sogar erwog, mir das Geld für den Sitz bei der Kassa zurückgeben zu lassen. Denn ich sah nichts von Unglück bei diesen in allen Lebenslagen lachenden und tanzenden schwarzen Gestalten und fand nirgends Anlaß, stolz darauf zu sein, es als Weißer herrlich weit gebracht zu haben; ja ich erkannte wieder einmal klar, daß alle Zivilisation, falls sie wirklich zum wahren Glück des Menschen beitragen soll, nur den Zweck haben könne, auf einem Jahrtausende langen Umweg wieder zum Leben eines Naturmenschen zurückzuführen, um dieses nun bewußt und vermindert um die wenigen Plagen, die auch den Wilden drücken, zu leben und zu genießen.

Ich war gekommen, Natur zu sehen. Aber ehe ich noch dazu kam, ehe sich noch Afrika vor meinem Blick entrollte, stürzte sich aus dem Hinter-

halt der österreichische Handel auf die Leinwand und forderte mich Ahnungslosen auf, österreichische Waren zu kaufen. Oesterreich, so wie es — einem zertepschten Germknödel an Form gleich — bei St. Germain dem senilen Hirn Clemenceaus entsprungen und mir als Vaterland zu lieben angeschafft worden ist, lag als Landkarte auf der Projektionsfläche. Ein Zug mit vier Wagen hopste als Sinnbild der Ausfuhr über seine Grenzen ins Ausland, dem gleich darauf ein Zug mit sieben Wagen als Sinnbild der beinahe doppelt so großen Einfuhr in der Gegenrichtung folgte. Wenige Schillinge rollten herein, viele Schillinge rollten hinaus. Eine rechnende Diurnistengestalt, die das von Kraus entdeckte österreichische Antlitz trug, begleitete mit Grimassen diesen ärgerlichen Vorgang. Zahlen erschienen, die behaupteten, daß das Handelspassivum über 1000 Millionen Schilling im Jahr betrage, also pro Kopf 165 Schilling. Ein Mann, ein Weib, ein Kind österreichischer Provenienz erschienen im Bild und jede Gestalt leerte aus einem Sack 165 Schilling auf ein ins Ausland führendes Trottoir roulant, das das Geld auf Nimmerwiedersehen entführte. Und da wohlweislich nicht gezeigt wurde, was für dieses Geld an besserer und billigerer als österreichischer Ware hereinkommt (denn Niemand kauft zum Vergnügen etwas schlechteres und teureres), so hatte man den Eindruck, daß die Oesterreicher das Volk der geborenen Wohltäter des Auslandes seien und ihr Geld rein aus Bosheit per Trottoir roulant zu den benachbarten Völkern befördern, um den Handelsminister Schürff zu ärgern. Schließlich erschien auf dem Kopf mit dem österreichischen Antlitz eine brennende Kerze — dem Manne war ein Licht aufgegangen. Er ergriff eine Trompete, blies die Worte „Kauft österreichische Waren!“ auf die Leinwand und verschwand, den Spieß im Parkett ernstem Nachdenken überlassend.

Da hat man nun seinerzeit auf der Universität von den größten Kapazitäten der Nationalökonomie gehört, daß es noch absolut nicht entschieden sei, daß die Passivität der Handelsbilanz ein Unglück für das betreffende Land sei und nun kommt ein Film daher und behauptet es apodiktisch. Man wird verwirrt und fragt sich, wozu man seinem Vater für falsche Weisheit Kollegiengelder aus der Tasche gestohlen hat? Und man fragt sich vor allem, wieso der Staat dazukommt, dem Volke solche Weisheit zu predigen, während seine Lenker alljährlich beflügelten Schrittes nach Genf eilen, um Schulden ans Ausland zu kontrahieren und wovon sie bei der Befolgung ihrer Aufforderung durch die Untertanen die Zinsen dieser Schulden zahlen würden, für die doch bekanntlich die Zölle und die Einnahmen des Tabakmonopols verpfändet werden mußten? Denn wieviel hundert Millionen Schilling von den tausend des Passivums allein die vom Staate praktizierte Einfuhr von Tabak verschlingt, davon schweigt die österreichische Regierungsweisheit. Aber ich denke, man sollte es sich doch nicht so gutwillig gefallen lassen, als Staatsbürger von ihr einfach für einen Trottel gehalten zu werden.

Das ganze Geseires von der Handelsbilanz im Kino und auf Poststempeln stellt ja doch nur die muntern Reden dar, die das ernste Fortfließen der Arbeit an den neuen Zöllen im Nationalrat begleiten und eine der größten Wahnsinnstaten einer unfähigen Regierung mit patriotischem Pflanz garnieren sollen, eine Wahnsinnstat, der ein typisch österreichischer Pallawatsch zum Grunde liegt. Die Mülhereiindustrie, eine wackere Industrie, die für die niederträchtigste Verfälschung von Lebensmitteln ihre Steuern zahlt und heute in der Kunst, alles wertvolle im Getreide für die Schweine zu retten, unerreicht ist, geriet infolge eines blödsinnigen Handelsvertrages, den die Regierung ohne Zuziehung

von Sachverständigen mit Ungarn abgeschlossen hatte, in Bedrängnis und schrie nach der Regierung. Da an dem einmal abgeschlossenen Vertrag ohne Zustimmung der Gegenseite nichts zu ändern war, begann man mit Ungarn zu verhandeln. Für ihre Einwilligung in eine für die Ungarn weniger günstige Aenderung des Vertrages, verlangten diese natürlich Kompensationen bei den Zöllen auf andere Waren. Aber siehe da, man hatte keine, denn die Zölle waren zu niedrig. Damit dies nicht wieder vorkomme und damit man bei künftigen blöden Handelsverträgen Kompensationen habe, nicht aber aus irgendwelchen nationalökonomischen Gründen, die in den Eigenheiten der einzelnen Waren liegen und die nur einer verstehen kann, der sich ein Lebensalter lang nur mit der betreffenden Ware beschäftigt hat, unternimmt man es jetzt wahllos, die Zölle für alle Waren ins Blitzblaue zu erhöhen. Nationalräte, die in Zivil Gesangslehrer sind, befassen sich zum Beispiel plötzlich mit der Erhöhung der Zölle auf Kraftfahrzeuge. „Kauft österreichische Waren!“ schreien sie, ohne daß der Gegenruf „Wahrt österreichische Käufer!“ zu befürchten wäre. Denn niemand zerbricht sich den Kopf über die merkwürdige Tatsache, daß in Amerika ein amerikanisches Automobil billiger ist als in Oesterreich ein österreichisches Motorrad, obwohl drüben ein Arbeiter im Tag mehr verdient, als bei uns einer in einer Woche.

Auf die Folgen dieses Regierens mit Besenstiel und Schürhaken bin ich schon gespannt. Alles wird teurer werden, die „Kaufkraft“ wird weiter sinken und die 140.000 Arbeitslosen, deren Verschwinden sich Seipel von diesem Zollirrsinn verspricht, werden sich vermehren wie der Samen Abrahams. Denn die Arbeitslosigkeit hat ganz andere Gründe, was schon aus der merkwürdigen Tatsache hervorgeht, daß sie nur in Industriegegenden besteht, die Landwirtschaft aber aus Mangel an Arbeitskräften nur

extensiv betrieben werden kann. Ein ganz gescheiter Politiker hat vor kurzem den Grund dieser Flucht vor dem Lande entdeckt. Sie komme daher, sagte er, weil auf dem Lande die Lebensverhältnisse für Menschen in dienender Stellung bedeutend schlechter seien als in der Stadt. Das Quartier sei dort schlechter und ans Heiraten könne überhaupt kein Knecht denken. Leider vergaß der Gute diesen richtigen Gedanken weiter zu spinnen und zu beantragen, daß in allen künftigen Auflagen des Kommersbuches das Lied „Der Gott der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ textlich dahin richtig gestellt werde, daß es künftig laute: „Der Gott, der Weizen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ Vielleicht könnte durch diese neue Fassung bei kommenden Generationen allmählig die Erkenntnis hervorgerufen werden, daß nur der Besitz und das Bebauen von eigenem Grund und Boden den Menschen von Arbeitslosigkeit, Zöllen, Handelsbilanzen, quadratköpfigen Regierungen und derlei Teufelswerken befreien kann. Daß nur dann die Oesterreicher unabhängig vom Ausland wären, während heute ich der einzige Oesterreicher bin, der es ist. Denn die blödsinnigen Taten, mit denen ich mich im Nebelhorn — von einer unglückseligen Veranlagung dazu gezwungen — befassen muß, die sind die einzigen Waren, die in unübertrefflicher Qualität und Quantität im Inlande erzeugt werden.



DER SCHWEIGSAME „ANARCHIST“

Während ausländische anarchistische Zeitschriften — vor allem solche aus dem deutschen Reiche, aber auch eine aus Brasilien — das Erscheinen des Nebelhorns längst begrüßt haben, ringt das führende österreichische Organ des Kampfes um die Herrschaftslosigkeit noch immer nach Worten und gleichzeitig mit den bürgerlichen Blättern um die Palme des Totschweigens dieser Neuerscheinung. Einem Leser des Nebelhorns, der sich nach dem Grunde dieses Schweigens erkundigte, gab der Herausgeber des Wiener Wochenblattes der „herrschaftslosen“ Sozialisten, das sich jetzt „Der Anarchist“ nennt, zur Antwort, daß ja auch das Nebelhorn von seinem Blatte keine Notiz nehme. Niemand kann leugnen, daß diese Beobachtung überaus richtig ist; aber man wird mein bisheriges Nichttun sicher milder beurteilen, wenn ich verrate, daß ich als erste Nummer des Nebelhorns einen Band von 692 $\frac{1}{2}$ Seiten vorbereitet habe, in dem ich von allen mir bekannten Zeitschriften Notiz genommen habe, um sie zum gleichen Tun gegenüber dem Nebelhorn zu animieren, daß dieser Band aber heute noch unvollendet im Uebersatz in der Druckerei liegt, weil zwei Arbeiter beim Setzen wahnsinnig geworden sind. Wenn ich übrigens meine, nur an der Schwäche der menschlichen Natur gescheiterte Absicht heute bedenke, so erscheint es mir nicht einmal so ganz sicher, daß sie von Erfolg begleitet gewesen wäre; denn wie oft habe ich zum Beispiel schon vom „Neuen Wiener Journal“ Notiz genommen, ohne daß

es mir bisher gelungen wäre, Lippowitzens Auge auf mich zu lenken! Es scheint sich hier um eine viel kompliziertere Antipathie zu handeln, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist, eine Antipathie, die nicht nur auf die bürgerlichen Blätter beschränkt ist, sondern auch auf den Herrschaftsbezirk der österreichischen Herrschaftslosigkeitsbewegung übergriffen hat, wo das Nebelhorn den anarchistischen Herrschern des gedruckten revolutionären Wortes schon lange eines Anarchismus verdächtig ist, der so übertrieben ist, daß er nicht daran denkt, sich der Herrschaft des geschäftsmäßig betriebenen zu unterwerfen.

Aber wie dem auch sei: freudig ergreife ich heute die Gelegenheit, das mir vorgeworfene Schweigen zu brechen und durch Reden zu zeigen, daß die Wochenschrift „Der Anarchist“ nicht nur im Falle des Nebelhorns schweigt, sondern auch in Fällen, die weitaus wichtiger sind, weil hier das Schweigen nicht einem Herausgeber, der seinen Grund kennt, Spaß macht, sondern Menschen, die seinen Grund nicht verstehen können, Leid bereitet.

Eine Grazer Wochenschrift „Der Republikaner“ brachte vor einigen Wochen folgenden Aufruf:

Lasset die obdachlose Jugend nicht zugrunde gehen!

In den öffentlichen Anlagen, im Stadtpark, Volksgarten, am Schloßberg, in Bahnhöfen, in Waggonen, in Heuschobern der Peripherie unserer Stadt vegetieren hunderte verzweifelte, junge Menschen.

Obdachlos, brotlos, hungern sie am Tage frierend und bettelnd bis zur Nacht um Brot.

Niemand hilft, niemand kümmert sich. Das Jugendamt, die Gemeinde will oder kann nicht helfen. Diese 14, 15, 16jährigen Opfer der Jetztzeit haben zumeist keine Eltern und sind jedem Unbilde ihres Schicksales schutz- und rechtlos ausgeliefert. Dem Verbrechen aus Hunger, der Prostitution aus Not ist offene Tür und leichte Hand gegeben. Täglich kommen sie mit aufgehobenen Händen.

Sie müssen im Winter zu Grunde gehen!

Wir wenden uns an die Solidarität der Menschen! Es soll den Obdachlosen eine Baracke mit Schlaf- und Wohnräumen geschaffen werden. Es soll dem gehetzten Wild, den jugendlichen Obdachlosen eine neue Heimat geschaffen werden. Wir brauchen dazu nur 10 Millionen, die die Solidarität der Menschen aufbringen soll. Alles andere werden die Jugendlichen selber schaffen.

Helft! Laßt uns nicht zu Grunde gehen!

Für den Barackenausschuß:

Heinz Nonveiller. Franz Schmied. Felix Strommer.

Für das Aktionskomitee der obdachlosen Jugend:

Josef Marscher.

Für den Verband steirischer Innenkolonisten:

Steffen Schlauer.

Erich Kernmayr.

„Der Anarchist“ hingegen brachte kurze Zeit nachher folgende Briefkastennotiz:

Verband steir. Innenkolonisation. Euren Aufruf zur Geldsammlung behufs Schaffung einer Baracke für die Obdachlosen können wir, bei aufrichtigem Mitgefühl für Eure Absicht und für die entsetzlich leidende, obdachlose Jugend, nicht bringen. Wir sind kein Blatt, das für Philantropie eintritt, sondern für den Kampf der direkten Aktion um das, was Arbeiter benötigen und beanspruchen. Barackeneröffnung für Obdachlose und deren Kinder ist eine bürgerlich-philantropische, eine staatlich-gemeindeamtliche Pflichtsache. Es gilt, diese Faktoren zu nötigen, Geld und Hilfe zu gewähren, um diejenigen Elendsfolgen zu lindern, die durch Aufrechterhaltung des staatlich-kapitalistischen Systems entstehen, das wir beseitigen wollen. Das Proletariat aufzufordern, für einen philanthropischen Zweck seine armseligen Mitteln darzubieten, bedeutet, jene verantwortlichen Faktoren von ihrer Verpflichtung zu entlasten. Man organisiere die Arbeitslosen und Obdachlosen samt ihren Kindern zur Masseneinquartierung in Hotels, in den amtlichen Büros, in unproduktivem Handel dienenden Räumen... und man wird staunen, wie bald Jugendamt und Gemeinde und Bourgeoisie ihre Pflicht den sich massenhaft zu regenden Unglücklichen gegenüber erkennen werden!

Konnte bis hierher der Name des, wie ich höre, überaus wohlgenährten Herausgebers verschwiegen werden, der, wie figura zeigt, das Wort Solidarität nur im Untertitel seiner Zeitschrift kennt, so ist dies nach solcher Manifestation einer Theorie, die so grau ist wie die Gesichtsfarbe von Hungernden und Frierenden, nicht mehr möglich. Er lautet abwechselnd Rudolf Großmann (Pierre Ramus) und Pierre Ramus (Rudolf Großmann) und bezeichnet eine bekannte Autorität der Antiautoritären. Um sich einen internationalen Kren zu geben, scheint sein Träger den Verdacht, eine Kreuzung zwischen zwei Erbfeinden zu sein, nicht zu scheuen und ein des Französischen Unkundiger könnte nach dieser Lebensäußerung geradezu glauben, Ramus heiße auf Deutsch Zapfel und er habe den leibhaftigen Pierre Zapfel vor sich. Was aber die salbungsvollen Ratschläge betrifft, die hier Hungernden und Frierenden erteilt werden, so merkt man schon an ihrer wackligen Logik, wie sehr den Autor bei ihrer Niederschrift das Mitleid geschüttelt haben muß. Beinahe so wie unseren Seipel, wenn er einer petitionierenden Abordnung von Kriegsblinden vorflunkert, daß zu seinem größten Bedauern das ansonsten gewiß dankbare Vaterland dermalen leider nicht in der Lage sei, da die staatlichen Notwendigkeiten (worunter immer die ungestörten Bezüge seiner Repräsentanten verstanden sind), es erfordern, daß mit den beschränkten vorhandenen Mitteln usw. usw. Und die Phantasie zaubert, angeregt von dieser Parallele zwischen Anarchisten und Prälaten, ein Kriegsbild vor Augen, das einen verwundeten Soldaten darstellt, der einen anarchistischen Kameraden um einen Trunk Wassers bittet, von diesem aber folgende Antwort erhält: „Ich finde es ja sehr bedauerlich, daß Du Durst hast, aber schließlich bin ich keine Wasserleitung und es ist eine Zumutung, von mir zu verlangen, daß ich meine armseligen proletari-

schen Kräfte dazu benützen soll, Dir Wasser zu bringen. Der Kaiser hat den Krieg angefangen und es ist also auch Pflicht des Kaisers, Dir Wasser zu bringen. Man organisiere die Kammerdiener des Kaisers dazu, ihm nichts zu trinken zu geben... und man wird staunen, wie bald der Kaiser seine Pflicht, den sich massenhaft zu regenden durstigen Verwundeten gegenüber erkennen wird!“

Man sollte von dem Konstrukteur solcher Sätze nichts Unmögliches verlangen. Er behauptet doch ausdrücklich, für das zu kämpfen, „was Arbeiter benötigen und beanspruchen“, folglich muß es wahr sein. Aber für jemanden kämpfen und jemandem praktisch helfen, ist zweierlei. Das Kämpfen bringt Ansehen und verwandelt die armseligen Mittel des Proletariats in Bezugsgelder und Rednerhonorare, das Helfen durch Abdruck eines Aufrufes kostet revolutionäre Druckerschwärze und verzettelt für philanthropische Sentimentalitäten die Kräfte, die für die direkte Aktion des revolutionären Schwefels um des revolutionären Schwefels willen aufgespart werden müssen. Man darf im Kampfe gegen den Staat vor keinem Opfer an Proletariermaterial zurückschrecken und ehe man die „verantwortlichen Faktoren von ihrer Verpflichtung entlastet“, sollte man lieber seinen Kampfgeist gegen das Unrecht an dem Anblick von natürlich allein durch die Schuld des Staates Erfrierenden neu entzünden.

Wenn den österreichischen Anarchisten von dieser Briefkastennotiz nicht die Augen übergehen, dann sind sie blind. Der Erwähnung des Nebelhorns aber im „Anarchist“ steht, wie ich hoffe, nach dieser ausgiebigen Erwähnung des „Anarchisten“ im Nebelhorn nichts mehr im Wege.



Die kaisertreue Volkspartei gegen die Anklage aber im Dienste der Bundespolizeikapelle beim Jausenkonzert; Sanierte Jungfrauen erschossen; die Kaiser Karl Gedächtnismesse, ein dringender Schwindel; die Zahl der Todesopfer wächst — 150 Tote gemeldet — Dank! Mit Blut bespritzte Straßen — morgen Bestattung — Altwiener Gemütlichkeit; Blutfrische Bundestruppen beim Dr. Seipel-Zirkus: Freut Euch des Lebens — Recht und Gericht — Ordnung und das lebende Dokument hinterm Gitter; Hochkonjunktur: 79 Tote; Gratis einige hundert Verletzte; Belobung der Wiener Polizei erscheint wöchentlich... man muß diese geniale Compilation genau studieren, um einen Begriff davon zu bekommen, was das Gehirn eines zeitungslesenden Menschen heutzutage aushalten kann!



DER GEBURTSTAG DER REPUBLIK,

— beinahe hätte ich ihn, geblendet von dem Seelenaufschwung ihrer Bürger übersehen — er soll nun doch nicht ungefeiert von mir ins Meer der Schädigkeit versinken. „Drei Seiten“, so sagte mir der Setzer, als ich heute morgens in die Druckerei kam, „haben wir für die nächste Nummer zu wenig“. Diese drei Seiten seien ihr zum Wiegenfeste geweiht!

Ihr, die erst wieder mit dem allen Staaten eigenen Geschick Blut in Geld verwandelt hat und zur Belohnung für ihr aufrechtes Verhalten am 15. Juli einer neuen Anleihe bei dem mit ihr zufriedenen internationalen Finanzkapital entgegenfieht (in dieser Beziehung ist ihr jeder kleinliche nationalistische Standpunkt fremd) — ihr ein materielles Geschenk

darzubringen, geht nicht an, da wir unser ganzes Geld für die Zölle brauchen werden, die sie uns ihrerseits anlässlich ihres Geburtstages geschenkt hat. Aber im weiten Reiche der Ideen und Gedanken, die bekanntlich zollfrei sind, bin ich ein Krösus; da kann ich ebenso aus dem Vollen schöpfen wie sie ihre sanierten Bürger aus dem Leeren schröpft. Eine Idee will ich ihr als Draufgabe zu den vielen, guten, aber leider unbeachtet gebliebenen Ideen spenden, die mit den „Pflichtexemplaren“ des Nebelhorns für das Bundeskanzleramt schon im Laufe dieses Jahres den Weg ins Zentrum der Weisheit auf dem Ballhausplatz gefunden haben. Diese Idee trage ich als mein Lieblingskind schon lange auf dem Herzen und da der § 144 nur für jene Kinder gilt, die u n t e r dem Herzen getragen werden, so will ich sie mir heute zur Feier des Geburtstages unserer Republik öffentlich abtreiben. Denn wenn ich auch schon einmal ernstlich erwogen habe, sie in einer Extraausgabe des Nebelhorns zu veröffentlichen, so ist sie doch noch lange nicht — auch heute noch nicht — ausgereift und wird wohl auch nie ausreifen, so ungeahnte Möglichkeiten birgt sie in sich, wenn sie auch äußerlich gar unscheinbar aussieht. Ihre Umsetzung ins Reich der Taten wäre allein imstande, Oesterreichs Namen — aere perennius — mit goldenem Griffel ins Buch der Geschichte einzutragen!

Diese Idee — sagen wir es gleich, um die Spannung nicht unerträglich werden zu lassen — ist der Vorschlag: Den Amts- oder Diensteid auszubauen und zu vertiefen!!! Wer je in seinem Leben mit einem Dienstede zusammengestoßen ist und zähneknirschend wahrgenommen hat, wie das, was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hat, auf der Wage der Gerechtigkeit keinen Ausschlag gab gegenüber einem Diensteid, also dem summarischen Versprechen der Gegenseite, immer

dort die Wahrheit zu sagen, wo nur zu oft die Fähigkeit, sie zu erkennen, mangelt: der wird der Meinung sein, daß dieser Diensteid, der sich an Endgültigkeit nur mit einem Spruche des jüngsten Gerichtes vergleichen läßt, schlechterdings nicht mehr auszubauen und zu vertiefen sei. Aber er irrt. Denn wer bedenkt, daß wir in dem Diensteid ein Mittel der Wahrheitsfindung haben, das noch nie versagt hat und immer wirkt; wer sich andererseits aber auch wieder vor Augen hält, auf wievielen Gebieten die Menschheit noch im Dunkeln tappt und nach Wahrheit dürstet, der wird zugeben müssen, daß zur Lüftung des Schleiers der Maya der Diensteid noch viel zu wenig Anwendung gefunden hat und daß sein Ausbau und seine Vertiefung endlich einmal im Interesse menschlichen Fortschritts und Glücks energisch gefordert werden muß. Denn wenn die Polizisten, die Executionsorgane der Steuerbehörde etc., ja selbst die Schaffner der Straßenbahn dem Papste, wenn er ex cathedra spricht, an Unfehlbarkeit Konkurrenz machen können, so sehe ich nicht ein, warum man Seipeln nicht eines Tages veranlaßt, unter Berufung auf seinen Amtseid auszusagen, welche Gesellschaftsordnung die beste sei. So wüßten wir es doch endlich einmal und alle Menschen, die sich jetzt im Kampfe um Ideen in den Haaren liegen, würden Brüder im Angesicht der also endgültig geoffenbarten Wahrheit. Was hinderte uns, sämtliche wissenschaftlichen Leuchten der Theologie, der Medizin, der Juristerei, der Philosophie und der Technik Amtseide schwören zu lassen und dann unter Berufung auf diese Amtseide von ihnen die Offenbarung des erweislich Wahren zu verlangen? Von Ude könnten wir so erfahren, ob Gott schon der Wirtschaftspartei, die sich seinen Geboten widmet beigetreten ist oder ob er vielleicht gar noch zaudert und seinen Eintritt in die Heimwehren erwägt, seitdem sich diese gegen „Hin-

kemann“ ausgesprochen haben. Spitzzy könnte uns unter Berufung auf den Amtseid ein Krebsheilmittel schenken. Der deutsche Justizminister Hergt könnte uns mitteilen, an welchem Schöpfungstage Gott den neuen deutschen Stragesetzentwurf vollendet hat und ob sich sein resümierendes „Und er sahe, daß es gut war“ auch auf diesen bezogen hat. Von Keyserling erführen wir authentisch, ob Darmstadt wirklich eine Gehirnstadt sei. Und von Ford erführen wir schließlich, ob das Auto um des Menschen willen oder der Mensch um des Autos willen vorhanden sei. Es wäre ein Leichtes, auf weiteren 30 Seiten die Möglichkeiten, die ich mit dieser meiner Idee der Menschheit schenke, bis ins Einzelne auszuspinnen. Aber da die mir zur Verfügung stehenden 3 Seiten erschöpft sind, schließe ich erschöpft für heute mein Geburtstagsgeschenk und sage nur noch eines: die Frage des amtseidvergessenen Landpflegers Pilatus „Was ist Wahrheit?“ ist heute und in dieser Stunde, von der aus eine neue Epoche der Weltgeschichte beginnen wird, von mir beantwortet worden. Und ihr, die ihr das Nebelhorn leset, könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.



GOETHE:

„Sagt! wie könnten wir das Wahre —
Denn es ist uns ungelegen —
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie sich möchte regen?“

Diese Mühe wird nicht groß sein
Kultivierten deutschen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los sein,
So erstickt es nur mit Worten.

DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei
Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung
Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration,
Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . . 12 Schilling

12 Nummern . . . 6.50 „

6 Nummern . . . 3.50 „

Für Deutschland, 24 Nummern . 9 Mark

12 Nummern . . . 5 „

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern . . . 14 Schw. Fr.

12 Nummern . . 7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redak-
teur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei
Graz, — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.